



WALTER KEMPOWSKI, geboren am 29. April 1929 in Rostock, starb am 5. Oktober 2007 in Rotenburg an der Wümme. Er gehört zu den bedeutendsten deutschsprachigen Autoren der Nachkriegszeit. Einem breiten Publikum bekannt wurde er durch seinen Roman »Tadellöser & Wolff«, der Kultstatus erreichte und auch verfilmt wurde. Seine monumentale Collage »Das Echolot« war 1993 eine literarische Sensation und fand zwölf Jahre später mit der Veröffentlichung des zehnten Bandes, der die Bestsellerliste stürmte, ihren krönenden Abschluss.

Der letzte zu Lebzeiten des Autors veröffentlichte Roman »Alles umsonst« brachte Walter Kempowski auch internationale Anerkennung.

Das Werk von Walter Kempowski umfasst zahlreiche Romane, Erzählungen, mehrere Tagebücher und Befragungsbücher. Eine Übersicht befindet sich am Ende des vorliegenden Romans. Weitere Informationen zu Leben und Werk von Walter Kempowski sind zu finden unter www.kempowski.de

»Schöne Aussicht« ist Teil der sogenannten »Deutschen Chronik«, in der Walter Kempowski die Geschichte seiner Familie vom Kaiserreich bis in die 1960er-Jahre der Bundesrepublik erzählt. Neben sechs Romanen, die die Familiengeschichte schildern, wird die »Deutsche Chronik« durch drei Befragungsbände ergänzt.

»Kempowski ist ein Chronist des Jahrhunderts.«

DIE ZEIT

»So ist ›Schöne Aussicht‹ aus jeder Perspektive betrachtet das Meisterwerk eines Geschichts- und Geschichtschreibers, eine Chronik des deutschen Bürgertums par excellence.«

Badische Neueste Nachrichten

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Walter Kempowski

SCHÖNE AUSSICHT

Roman

Der Roman erschien erstmals 1981.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

2. Auflage

Copyright © 1981 beim Albrecht Knaus Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Bürosüd

Umschlagmotiv: Getty Images Deutschland GmbH

Druck und Bindung: GCP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10435-3

www.penguin-verlag.de

FÜR JÜRGEN KOLBE

I. Teil

Es war ein Sonntagabend, und da hieß es plötzlich: Flottenalarm! Die ganze Flotte lag ja im Hafen, und eine Stunde lang heulten alle Schiffssirenen, ohrenbetäubend. Und dann zogen die Matrosen Arm in Arm durch die Stadt, und alles, was sie an Signalmunition hatten, rot, grün, weiß, das schossen sie in die Luft.

Die Marine war Wilhelms Lieblingskind, und ausgerechnet die hat die Revolution angefangen. A. D.

Wir hatten Angst vor den Kommunisten, weil wir die Berichte aus Rußland von 1917 gehört hatten. Das muß ja schrecklich gewesen sein! Und deshalb waren wir gegen diese Leute.

C. L.

»Morgen braucht ihr nicht zur Schule zu kommen«, hieß es im November 1918. Man befürchtete, es gebe irgendwelche Unruhen. Es hieß: »Wenn es irgendwelche Straßensachen gibt, dann bleibt ihr zu Hause.« M. N.

Ein Lehrer kam herein und sagte: »Die Schule fällt aus, ihr geht jetzt nach Hause.«

Wir haben dann einen großen Umweg gemacht. Der nächste Weg wäre über die Kaiserbrücke gewesen, aber die stand unter Feuer. Wir schlichen uns also zu der allerletzten Brücke, das war eine Eisenbahnbrücke, und dann liefen wir schnell hinüber. R. K.

Ich bin auf der Kavalleriestraße Rollschuh gelaufen. Da hörte ich Schüsse und lief angstvoll zu meiner Freundin ins Haus. R. Sch.

Ein Trupp Soldaten zog durch die Straße, Matrosen und Feldgraue, jeder trug das Gewehr, wie's ihm gefiel.

Vor unserm Haus stand ein einzelner Soldat und guckte sich das an, wie die da vorübermarschierten. Da lösten sich zwei aus dem Trupp, schnitten ihm die Achselklappen ab und marschierten weiter. Das ging in größter Ruhe vor sich, und der Soldat war ganz einverstanden damit.

S. R.

Fünzig Meter von unserm Haus entfernt bauten die »Gerstenberger« ihre Kanonen auf. (Das waren Soldaten, die aus dem Westen kamen.) Die Kommunisten erwiderten das Feuer mit Maschinengewehren, und ein Pferd der Artilleristen bekam einen Schuß ins Bein. Mein Vater war Arzt. Der hat das Tier operiert und verbunden.

L. Z.

Läden wurden geplündert. Zum Beispiel Kunella am Gertrudenplatz. Polizei und Feuerwehr waren schnell zur Stelle. Die Plünderer, meist Frauen, hatten die Schürzen vollgepackt mit Eiern, Margarine und so weiter. Die Feuerwehr setzte ihre Spritzen ein, alle verloren ihren Raub: Die Straße war kaum noch begehbar.

R. S.

Nach der Revolution kamen die heimkehrenden Truppen auf dem Güterbahnhof an. Wir Schüler standen am Fenster, auch die Lehrer, und in der Pause liefen wir runter zum Zug, aber die Soldaten waren alle weg. Vor den Schiebetüren der Waggons hingen Gardinen, und innen drin standen Betten mit Kissen und Plumeaus. Überall standen offene Kisten mit Handgranaten, Gewehr- und Revolvermunition. Wir stopften uns die Taschen voll. Später machten wir Unsinn damit.

R. St.

Es hieß: drei Wochen Behördenschluß. Mein Vater war Stadtbauinspektor und dachte, er würde entlassen oder so was, aber nach drei Wochen ging alles normal weiter. Ohne Beante kann kein Staat auskommen. P. T.

Die Nachkriegszeit war traurig. Ich ging immer durch das Alte Rathaus zur Arbeit. Da standen die Wohltätigkeitsempfänger Schlange. Ach, war das ein Elend! Und dann die dicken Bonzen, die denen dann die Wohltätigkeitsgelder hinschmissen...

Ich war noch jung, aber das hab' ich wohl gemerkt. W. Ö.

Für diejenigen, die sich von der Revolution viel versprochen hatten, war der Umbruch eine große Enttäuschung. Der Achtstundentag – das war das einzige, was kam. B. L.

Die Borwinstraße in Rostock hat ihren Namen von Burwin II., einem Wendenfürsten. Im 15. Jahrhundert sorgte er dafür, daß »Rostock viele ansehnliche Gebäude erhielt«, wie in einer Chronik steht. Die Borwinstraße ist allerdings keinesfalls ansehnlich, sie ist eine sogenannte Arbeiterstraße und liegt in der Werftgegend. Sie grenzt an die Niklotstraße, die auch nach einem Wendenfürsten benannt wurde, nach Niklot dem Kind. In ihr wohnen ebenfalls Arbeiter, die tagsüber in der Werft hämmern und sägen, was zu hören ist; Arbeiter, Handwerker und kleine Gewerbetreibende.

In diesem Stadtteil sind die Häuser durchweg viergeschossig. Eins ist wie das andere: Straßenbäume decken die Armseligkeit notdürftig zu.

Schwaan im Blauband
frisch gekirnt

In jedem sechsten Haus ist das Parterre zu einem Kolonialwarenladen ausgebaut, dessen Besitzer von den Menschen lebt, die hier wohnen. An den Ecken der Häuserblocks befinden sich Kneipen oder Friseure oder Zigarettensläden. Einmal die Woche kommt hier noch der Tönnchenwagen der städtischen Rieselfelder.

Hunde pinkeln an die Häuser, und Jungen schreiben mit Kreide auf das Trottoir: »Erna ist doof.« Sie essen Schmalzbrote und haben schmutzige, abgeschrammte Knie, und aus der Hosentasche hängt ihnen ein sogenannter »Herkules«, eine Gummizwille, mit der sie Kinder anderer Straßen beschießen. Manchmal geht dabei auch eine Laterne zu Bruch, was die Straße von Kindern augenblicklich leerfegt. Die Hunde laufen hinterher.

Die Kirche, die inmitten dieser Häuser steht, heißt Heilig-Geist-Kirche; sie ist eine evangelische Kirche, und sie wurde 1904 von einem katholischen Architekten erbaut. Glasierte Ziegel wurden verwendet, und mit Zierat wurde nicht gespart. Sie ist übrigens größer, als man denkt. Geschickt eingebaute Emporen ermöglichen an hohen Festtagen die Unterbringung einer großen Zahl von Gläubigen, ohne daß bei schwächerem Besuch der Anblick unerfreulicher Leere entsteht. Von draußen sieht es so aus, als sei sie mit einem Kreuzschiff versehen, von drinnen hat man eher den Eindruck, in einem Rundbau zu sitzen: wenn man schon mal drinsitzt.

Der Pfarrer, der hier zuständig ist, heißt Straatmann, der läßt nichts unversucht: Plattdeutsch predigt er zu festgesetzten Zeiten, und die Taubstummensprache kennt er auch. Viel ist er unterwegs in dieser etwas schwierigen Gegend. Mit einer Bratpfanne hat man ihn schon mal geschlagen, und seine Tür hat man mit Kot beschmiert. Oft sitzen verweinte Frauen in seinem Arbeitszimmer, und ständig hat er einen Schüler bei sich, den er weiterbringen will, weil er erkannt hat, in diesem Bengel steckt was, der muß aufsteigen aus dem Sumpf, der muß studieren.

Utinam, mit dem Konjunktiv:

O daß doch! Wenn doch ...

Latein bringt er ihm bei und Mathematik, und bei den Lehrern läßt er sich sehen, mit seinem freien Blick, öfter als denen lieb ist.

In diesem Stadtteil, in der Werftgegend also, in dem die Bewohner auf spiegelblanke Treppenhäuser Wert legen – auf jedem Treppenabsatz steht ein Gummibaum –, findet Karl Kempowski, dieser schmächtige junge Mann mit der goldenen Brille, nach längerem Suchen für sich und seine junge Frau eine winzige Dreizimmerwohnung.

Sein Vater hatte beim Wohnungsamt nichts ausrichten können, die Beziehungen hatten versagt, der rechte Kon-

takt zu den neuen Leuten im Rathaus war noch nicht wieder hergestellt.

»Wir können uns auch keine Wohnung aus den Rippen schneiden für Ihren Herrn Sohn«, war gesagt worden, und es war hingewiesen worden auf den verlorenen Krieg, in dem es die Herrschaften ja vorgezogen hatten, Kanonen herzustellen, mit denen man Wohnungen zerschießen kann. »Akkenkunnig« habe man Karl Kempowskis Wohnungswünsche gemacht, immerhin, doch dabei blieb's.

Es war noch nicht einmal gelungen, in einer der drei eigenen, im Krieg erworbenen Villen Platz zu schaffen für den Sohn, weder in der »Lo-ig-ny«-straße – wie die Rostocker sagen – noch in der Orleansstraße, geschweige denn am Schillerplatz, dieser vornehmen Grünanlage. Man sah sich nicht in der Lage, die Leute, die jetzt dort wohnten, auf die Straße zu setzen. »Mieterschutz« verhinderte das.

»Eigentlich ja unerhört.«

Die Kempowskis hätten auch die Wohnung in der Borwinstraße nicht bekommen: »Zu groß« für ein jungverheiratetes Paar, wenn der Hauswirt nicht gutgesagt hätte für sie; Schlossermeister Franz, ein ehemaliger 210er, Feldwebel in Karls Nachbarkompanie vor Ypern und Inhaber eines phantastischen Schnurrbarts. Der hatte sein SPD-Mitgliedsbuch gezückt und hatte der Stadträtin Bescheid gesagt, daß der junge Herr Kempowski vier Jahre lang »vorn« gewesen wär' und sich immer anständig benommen hätt'.

Als Robert William Kempowski erfährt, daß sein Sohn in der Borwinstraße gelandet ist, ruft er ins Telefon: »Jungedi! Borwinstraße! Das ist ja 'ne Puffgegend, da wohnen doch lauter Nutten...?«

Er haut den Hörer auf und fragt Sodemann, den Prokuristen, ob er weiß, wo sein Sohn gelandet ist? Und er

klüngelt seine Frau an und fragt sie auch, ob sie weiß, wo Karl gelandet ist? Und am Nachmittag hat Anna, seine Frau, in ihrem vornehm nach Norden gelegenen Salon Gelegenheit, es den Damen ihres Kränzchens mitzuteilen. Gehäkelt wird, und als sie es erzählt, wird die Handarbeit hingelegt, und man guckt sich an: Borwinstraße? Wie weit sind wir gesunken?

Der schräg aufgestellte Mahagoni-Spiegel faßt das Bild der Kränzchenrunde, wie sie da sitzt um ihren runden Tisch vor Portwein und Plätzchen: Frau Warkentin mit ihrem großen Busen und Frau von Wondring, dürr und abgetakelt. Borwinstraße? Wie weit sind wir gesunken.

Bald weiß es dann die ganze Stadt: daß Karl Kempowski, Körling also, der Sohn des Schiffsreeders Robert William Kempowski, Besitzer einer Villa, die an dem so vornehmen Schillerplatz liegt, auf dem sogar ein Springbrunnen installiert ist, der an warmen Tagen seine Fontäne auf das Straßenpflaster weht... daß Karl Kempowski mit seiner entzückenden kleinen Frau in einer Gegend gelandet ist, in der noch Pumpen vor den Häusern stehen, die quiet-schen, wenn man sie schwengelt.

Waschfrauen oder Dienstmädchen bezieht man aus dieser Gegend, von der man nur weiß, daß sie vor dem Kröpeliner Tor liegt, und zwar in der Nähe der Werft.

Es ist eine kleine Wohnung, und es ist eng. Wenn einer auf den Lokus will, so wird gescherzt, dann müssen alle erst ins Eßzimmer treten und den durchlassen... Aber sie hat Sonne. Eine kleine, aber sonnige Wohnung ist es. Drei Zimmer: Im winzigen Wohnzimmer stehen die grünen Polstermöbel, Karls Schreibtisch und der Bücher-schrank. Hier ist sogar noch eine Ecke frei für Grethes Biedermeier-Sekretär. Im Schlafzimmer befinden sich im wesentlichen die beiden großen Ehebetten mit je einem Zierkissen obendrauf. Waschen tut man sich an einem

Waschtisch mit Schüssel und Krug. Links eine Schublade für Karls Rasierzeug und rechts eine Schublade für Grethes Siebensachen.

Das Eßzimmer mit Eßtisch und den vielen Stühlen, mit dem riesigen Büfett und der »Anrichte« ist das vollste der drei Zimmer. Da ist kaum noch ein Durchkommen.

Beim Einzug hatten die Arbeiter die Möbel auf die Treppe gestellt, weil sie so ohne weiteres gar nicht in die Zimmer paßten, man kam nicht vor und nicht zurück. Die Träger hatten geschimpft, und die Hausbewohner hatten auch geschimpft. Grethe war von einem zum anderen gelaufen und hatte die Hände gerungen, und die Träger hatten ausgespuckt; sie wollten wohl, aber wie sollte das »angehen«?

Die Nachbarsfrauen, die gerade vom Milchmann kamen, stießen mit dem Fuß gegen die Stühle: »Wotau brucken Se denn all de Stöhl? Wullt Se hier een Kino uppmaken?« Und der Milchmann, dessen Apfelschimmel ohne jeden Befehl länger als üblich hier stehenblieb, stand an seinem Milch-Blechkasten, die Hand auf dem blanken Magermilch-Hahn, und schüttelte den Kopf.

»So fühl Stöhl . . . «

Sogar im Vorgarten hatten die Möbel gestanden, auf dem kümmerlichen Rasen, neben dem von Hunden totgepinkelten Fliederbusch: die Garderobe, der Wäscheschrank, die Nähmaschine und der Flügel. Oben auf dem Flügel gar Karls alte Kinderfestung, eine Festung mit Türmen, von innen zu beleuchten,

Welch eine Wendung durch Gottes Führung!
und mit verzinkten Gräben, zum Wasser Einfüllen.
Ein Wunder, daß dann doch noch alles unterzubringen gewesen war. Sogar der Flügel, und das ist kaum zu glauben.

Eine zwar kleine, aber freundliche Wohnung ist es, mit Ausblick auf die Kronen von Straßenbäumen und auf Telefondrähte und nicht ohne Sonne. Leider sind die Bewohner dieses Hauses nicht sehr freundlich, außer dem Hauswirt, Franz, dem Schlossermeister, unten im Parterre. In seinem Wohnzimmer hat er die Fotografie seines Kompaniechefs stehen, dem er in Flandern das Leben gerettet hat. Im Trommelfeuer war er aus dem Graben gekrochen und hatte sich den verwundeten Leutnant aufgeladen, und der hatte aufgehört, um Hilfe zu schreien, und hatte ihn erstaunt angesehen, daß der sich da quasi für ihn aufopfert, seine Uhr hatte er ihm dann geschenkt und später auch das Geld für dieses Haus.

Ja, Franz hatte seine Erfahrungen gemacht mit Herrschaften, und er ist freundlich auf eine nachdenkliche Art, aber die andern Bewohner sind es eben nicht. Die Kellnersleute im zweiten Stock zum Beispiel, mit deren Ehe es nicht zum besten steht, und Arbeiter Büsing mit Frau und vier Kindern im dritten, obwohl Grethe stets als erste »Guten Tag« sagt. Da wird kaum mal genickt. Diese Kapitalisten haben hier nichts zu suchen, die sollen sich ins »Bradenfreter«-Viertel scheren.

Vom zweiten Stock schüttet die Kellnersfrau den Kempowskis gar fettiges Abwaschwasser ins offene Oberlicht, und Grethe weint, weil man ihr die Wäsche auf dem Hof mit Dreck beworfen hat.

Unfreundlich sind diese Leute, und gehässig. Am Washtag, zum Beispiel, für den Grethe sich groß und breit auf der Tafel eingetragen hat: Als sie den schweren Wäschekorb hinunterträgt die glatten Stufen (ganz allein hinunterträgt), da findet sie den Kessel voll mit den Frackhemden des Kellners.

Manchmal wird auch an der Tür geklingelt, und wenn Grethe dann hingeht, steht da keiner. Statt dessen hat

jemand auf das blankgeputzte Messing-Türschild gespuckt.

Karl putzt die goldene Brille und beruhigt seine kleine Frau – manchmal so übernervös –, er trinkt den Kaffee in großen Schlucken und beißt ins Brötchen, daß es kracht.

»Treckt sick all' na'n Lif«, sagt er und tätschelt ihre Wange und sagt: »Frühstück ist doch die beste Jahreszeit, mein Grethelein.«

Er hat es ja auch nicht leicht, denn in der väterlichen Firma sitzt er ziemlich herum.

Wenn Karl morgens »nach unten« gegangen ist, an den Hafen, ins »Komp-to-ahr« also, »hinaus ins feindliche Leben«, wie er sagt, und an seinen leeren Schreibtisch dort, sitzt Grethe noch ein wenig am Kaffeetisch und denkt an ihr Elternhaus in Wandsbek, an das Kaffeetrinken auf der Terrasse, morgens, wie war das immer schön! Der weißgedeckte Tisch unter der selbstgepflanzten Birke! Sie rührt in der Tasse und seufzt. Aber auch nicht immer war es schön, das fällt ihr ein, Butter *oder* Marmelade, diese alte Geschichte, und als Kind, jeden Abend um sieben ins Bett, auch im warmen Sommer! Nein, hier ist man wenigstens sein eigener Herr, klein, aber mein, kann die Tür hinter sich zumachen, und, wer weiß, vielleicht wird die Villa am Schillerplatz ja doch noch frei eines Tages?

Wonnig, wie die Sonne jetzt einfällt in die Wohnstubenfenster. Grethe steht auf und rückt die Sessel mal hierhin und mal dorthin – »so sieht es schon viel besser aus« –, und dann rückt sie die Blumentöpfe mal hierhin und mal dorthin, dieser entzückende Efeu, der hat ja wohl drei neue Triebe?

Das Bild von Lübeck hängt sie über die Kredenz, und das Bild von Graal über den Rauchtisch, dahin also, wo vorher das Bild von Lübeck gehangen hat.

Grethe sucht sich zu beschäftigen, aber am Ende sitzt sie dann doch da, wie in einer Möbelhandlung, die Hände im Schoß und guckt dem Kanarienvogel zu, wie der von Stange zu Stange hüpf und die Flügfedern durch den Schnabel zieht: Ein wenig frischer Salat würde ihm jetzt guttun. Oder mal baden? Schnell mal das Badebecken holen und gucken, ob er da reingeht.

Sie beobachtet den Kanarienvogel, oder sie lauscht, weil oben der Kellner schimpft und die Frau weint. Wenn Grethe den Atem anhält, dann kann sie sogar hören, was er da schimpft. »Du gottverfluchte Sau!« Solche Wörter hört man klar und deutlich, und das Rumpsen auch. (Wonach dann Stille eintritt.)

Grethe setzt sich öfter an den Flügel und spielt, so leise es geht: »Glückes genug« – leise, damit die da oben nicht aufmerken. Gelegentlich greift sie wohl auch eigne Akkorde, mutige, bejahende Akkorde, D-Dur, D-Dur Sept und dann nach G so rüber. Und dann steht sie auf und kramt im Sekretär, in den zahllosen Fächern und Schubladen: sie holt Fotografien heraus, alte und neuere, und ein gewisses Foto legt sie auf den Notenständer: »Los Leute! Ab!« Das Foto von August Menz, dem Flieger, mit seinem eckigen Gesicht, Lacke und Farben en gros: Wie er sie damals nahm und mit ihr tanzte, diesen Tango, den sonst noch keiner konnte... Und die Akkorde modulieren sich unter ihrer Hand ins nachdenklichere Moll.

Für das Säubern hat man zunächst eine freundliche Frau aus der Nachbarschaft, die dauernd sagt, wie schön die junge Frau Kempowski ist, ach, und die weißen Hände, so ganz ohne Schwielen, und »all de veelen Bökers«; und da drüben an der Wand, das ist ja wohl ein richtiges Wappen, was? »Bohnum – Bohno?« Da ist die junge Frau am Ende wohl gar adelig?

Zuerst findet man es rührend, wie diese Frau das so sagt, ein immerhin doch ganz einfacher Mensch, bald findet man es nur noch nett, und dann geht es stark auf die Nerven, und man entledigt sich ihrer, und man engagiert ein kräftiges, blondes Mädchen mit klaren blauen Augen: Dorothea Schütt aus Jerichow. Eine Bodenkammer wird gemietet für sie, worin ein festes Bett steht, und ein Waschtisch mit irdener Schüssel und Kruke, Kernseife, und klares kaltes Wasser.

Einen weiten Blick hat man von hier oben, über Pappdächer voll mit Bodenluken und Schornsteinen: Wolken stehn am Himmel. Da hinten ist ja wohl sogar ein Schornsteinfeger bei der Arbeit?

Zunächst gibt's Rabbatz im Haus, als das Mädchen bei den Kempowskis einzieht. Oben beim Kellner wird gepoltet und noch weiter oben bei den Büsings auch. Daß diese Kapitalisten sich nun auch noch bedienen lassen! Von vorn und hinten! Pi-Pott ausschütten, morgens, mittags und abends. Daß die sich nicht schämen! Aber Dorothea mit ihrem dicken, blonden Haar, im Treppenhaus, die schimpft zurück! Daß sie sich freut, endlich in Stellung zu sein, und: was die das angehn tut?

Grethe steht hinter der Etagentür und lauscht mit klopfendem Herzen. Oh, sie kennt das einfache Volk. Am Mühlberg in der Warteschule, da hat sie es kennengelernt, als junge Kindergärtnerin: Männer, die ihren Lohn vertranken, im Stich gelassene Frauen mit Kindern, jedes von einem anderen Mann...

Schließlich kommt Franz aus seiner Parterrewohnung hervor, mit breitem Schritt, er reißt sich aus der Betrachtung der Gönnerfotografie los und begöschet die Leute, die sich da über das Treppengeländer beugen und schimpfen. Er nimmt die blanke Nickelbrille von der eingekerbten Nase und sagt: Das kann er nicht dulden, daß der Hausfrieden hier gestört wird. Das Mädchen kann schließlich

nichts dafür, daß sie in Herrschaft ist, und er setzt die Brille wieder auf. Jeder will schließlich leben!

Plattdeutsch spricht er und mit ruhig Blut, und die Stirn wischt er sich mit einem großen, bunten Taschentuch, und seinen Schnurrbart wischt er sich auch und hinter dem Kragen, damit die Leute sehen, daß ihn das anstrengt, und daß sie innewerden, wie schlimm es ist, einen Menschen aus seinen schönsten Gedanken zu reißen. Ja, wenn Grethe die Sprache dieses Mannes richtig deutet, dann kommt sogar »Schesuß« darin vor. Ob sich die Menschen seines Hauses nicht schämen, fragt er, und was »Schesuß« wohl dazu sagt. Ob sie sich das schon überlegt haben?

Friede kehrt schließlich ein in die Borwinstraße, denn Franz geht in den Patriotischen Weg, dort sitzt die Himmels-Gemeinde, die erwartet ihn in ihrem Gotteshaus, ihn zu beraten, und er kommt zurück und redet immer länger und wortreicher im Treppenhaus, das sich dann mit Menschen füllt, von Jesus, vom Lamme auch, das all sein Blut gegeben, und das wirkt beruhigend auf alle.

Ein übriges tun die 80 Zentner Bunkerkohle, die Karl den mit Torf heizenden Hausgenossen spendiert, große Brocken, die man mit einem Hammer zerschlagen muß, und nicht unerheblich ist es, daß die hübsche Dorothea außerdem noch das ist, was man »diplomatisch« nennt. Oft weint sie in der Waschküche mit der Kellnersfrau oder sie schimpft mit Frau Büsing im dritten Stock.

Frau Büsing mit ihren vier Kindern, die ihren Mann jeden Freitag von der Arbeit abholt, damit er das Geld nicht vertrinkt, Frau Büsing will immer gerne wissen, was die da unten mit »all de Stöhl maken«.

Da kann man dann aushelfen: Die Wissenslücke läßt sich schließen. In der Küchentür steht Dorothea, wo auf dem Herd Kartoffeln kochen, die Kinder rutschen und krab-